

Jugend in Deutschland heute. Hauptergebnisse der 13. Shell Jugendstudie „Jugend 2000“

Vortrag von Professor Dr. Richard Münchmeier, Freie Universität Berlin, gehalten auf der Landessynode 2002 in Bad Neuenahr am 9. Januar 2002

Zukunft

Dass man Jugend heute nicht als pessimistische, skeptische oder gar depressiv-verzagte Generation beschreiben kann, bestätigt sich auch dieses Mal wieder und verstärkt sich noch. Als Grundstimmung lässt sich eine deutlich gewachsene Zuversicht in Bezug auf die persönliche wie auch auf die gesellschaftliche Zukunft festhalten. Die Hälfte aller Jugendlichen beurteilt ihre persönliche Zukunft „eher zuversichtlich“; bei der gesellschaftlichen Zukunft gilt das sogar für fast zwei Drittel. Im Vergleich mit früheren Shell Jugendstudien bedeutet dies einen deutlichen Anstieg. Die Entwicklung in den alten und neuen Bundesländern hat bei dieser Frage seit 1996 zu einem Gleichklang gefunden.

Dennoch lässt sich nicht von einer jungen Generation „unbekümmerter Optimisten“ sprechen. Jugendliche nehmen sehr deutlich die Herausforderungen der modernen Gesellschaft, in der sie leben, wahr, die Anstrengungen, die deren Meisterung erfordert, die Leistungsbereitschaft, die abverlangt wird, die Beharrlichkeit und Ausdauer, ohne die man die zuversichtlich gesetzten Ziele nicht erreichen kann. Dies zeigt sich etwa an den Beziehungen zwischen den Skalen. Zukunftszentriertheit und klare Lebensplanung gehen nicht mehr wie früher mit Sorgenfreiheit einher vielmehr mit Anomie und Anstrengungen. Und deshalb gibt es wiederum große Unterschiede zwischen verschiedenen Untergruppen. Gut vorbereitet auf künftige Entwicklungen fühlen sich diejenigen, die über gute Voraussetzungen (Bildung, Unterstützung durch die Eltern, klare Lebensplanung und Persönlichkeitsressourcen wie Selbstvertrauen) verfügen. Entsprechend finden wir pessimistischere Einstellungen bei denen, die eher schlechtere Bedingungen haben. Hierzu gehören Gruppen ostdeutscher, aber auch ausländischer, besonders türkischer Jugendlicher.

Kein fröhlicher Optimismus

In der Zusammenschau spricht wenig für die manchmal zu hörende Unterstellung, die Jugendlichen wüssten angesichts von fortdauernder Arbeitslosigkeit, von Flexibilisierung und Globalisierung sowie vom rasanten Wandel in allen Lebensbereichen nicht mehr aus, noch ein. Eher im Gegenteil! Relativ zuversichtlich in die eigene Wirksamkeit versuchen sie, ihre Lebensperspektive vorzubereiten. Sie sind insgesamt weder verängstigt, noch leichtsinnig unbekümmert, sondern entschlossen, die Herausforderungen (die sie „realistisch“ vor sich sehen) zu meistern. Allerdings ist diese mehrheitlich zielstrebige und realistische Zukunftsperspektive nicht immer frei von problematischen Aspekten. Eine fröhliche und selbstsicher-unbefangene Lösung dafür, wie Jugendliche heute ihre persönliche Zukunft im Hinblick auf den Wandel in allen Lebensbereichen angehen, haben wir nicht gefunden. Auch die Zuversicht enthält Irritationen, sie wirkt oft angestrengt und bemüht.

Lebenskonzept Familie

Anders stellen sich die Befunde dar, wenn man nicht nach der Gestimmtheit, sondern nach den Inhalten und Zielen der Zukunftsplanung fragt. Hier zeigt sich ein breiter Konsens in Richtung auf Beruf und noch mehr auf Familie. Für Jungen und Mädchen in Ost und West gilt: ihre Anstrengungen konzentrieren sich auf diese beiden Lebensbereiche. Es gilt ihnen als sicher, dass sich Beruf und Familie miteinander verbinden lassen. Sie wollen überhaupt nicht einem Individualismus huldigen, der sich von diesen traditionellen Lebensformen freimacht und „jenseits von Beruf und Familie“ ein gegenwarts- und selbstbezogenes Leben propagiert.

Dieser erstaunliche Konservatismus scheint eine Folge von und Reaktion auf die wahrgenommene Schwierigkeit zu sein, diese Lebensbereiche zu realisieren und zu leben. Die Ideale von (lebenslangem) Beruf und (lebenslanger) Ehe entfernen sich von den pragmatisch erreichbaren Realitäten. So sind etwa für die übergroße Mehrheit „Heirat“ oder „Zusammenwohnen mit dem Ziel der Heirat“ unter allen Partnerschaftsmodellen die angestrebten Ideale. Dennoch werden – aus pragmatischen Gründen der Erreichbarkeit und Realisierbarkeit – auch die sog. „neuen Lebensformen wie „living apart together“, Wohngemeinschaften oder Single-Leben als Ersatz- oder Behelfsformen akzeptiert. Man pflegt die Ideale (wie z.B. Treue), weil sie am erstrebenswertesten erscheinen; aber man weiß, dass sie schwer realisierbar sind und man sich mit den erreichbaren Möglichkeiten arrangieren muss.

Bei den deutschen Jugendlichen scheint die Orientierung an der Zentralstellung der Familie für die eigene Lebensplanung losgelöst zu sein von irgendwelchen „materiellen“ Nutzenüberlegungen; so hat etwa die Form der „Versorgungsehe“ ausgespielt. Vielmehr wird die Familie als emotionaler Rückhalt, als Ort von Liebe, Verlässlichkeit, Treue, Häuslichkeit und Partnerschaft verstanden. Um dieses Ideal leben zu können, versucht man, möglichst gute Voraussetzungen und Ressourcen anzusammeln. Bei den ausländischen Jugendlichen, besonders bei türkischen, liegen die Dinge anders. Sie kommen mit der eben genannten „Subjektivierung“ der Bedeutung von Familie nicht so gut zurecht; sie ist ihnen zu individualistisch, zu „gewollt“ und zu wenig „selbstverständlich“. Familie spielt für sie eine andere Rolle als unhinterfragte, gleichsam „objektive“ Lebensform. Den Eltern begegnen sie eher als Respekts- denn als Vertrauenspersonen.

Lebenskonzept Beruf

Wie bereits gesagt: Jugendliche gehen in der Regel davon aus, dass es ihnen gelingen wird, Familie und Beruf miteinander zu verbinden. Berufs- und Familienorientierung als zusammengehöriges Paar, also *nicht* als widerstreitende Alternative, stehen bei den Deutschen ganz eindeutig im Zentrum. Natürlich gilt das auch für Mädchen und junge Frauen. Jugendliche leben keineswegs in einer Welt jenseits der Berufsorientierung, bereiten sich nicht auf ein Leben in der Spaß- und Freizeitgesellschaft vor. Sie nehmen das Lebensziel Beruf ernst und ihre Aufgabe, sich dafür zu qualifizieren und vorzubereiten sehr genau. Das bedeutet natürlich nicht, dass sie von ihrer Berufstätigkeit nicht erwarten, dass sie Spaß macht. Aber auch für die Berufsorientierung gilt Ähnliches, das bei der Familienorientierung schon festzuhalten war: Ideal und Realität fallen auseinander, und Jugendliche praktizieren so etwas wie eine pragmatische Akzeptanz von Ersatz- und Zwischenlösungen. Sie wissen etwa ganz realistisch, dass das Verfolgen der Berufsziele Mobilitätsbereitschaft und die Anstrengung einer möglichst guten Ausbildung einschließt.

Auch die Skala Berufsorientierung drückt deshalb in gewisser Weise eine Subjektivierung aus: Beruf ist nicht mehr die vorgegebene Ordnung, in die man sich einfügt und integriert, sondern ein selbst gewähltes Lebenskonzept, für das man sich persönlich einzusetzen muss. Ob Beruf eher „Selbstverwirklichung“ oder eher „Selbstbehauptung“ bedeutet, hängt ab von den Persönlichkeitsressourcen. Hauptschüler suchen durch ihre Berufsorientierung eher das gute Einkommen und den sicheren Arbeitsplatz; Abiturienten ist eher an Sinn, Spaß und Selbstverwirklichung gelegen.

Verhältnis zu den Eltern

Von den deutschen Jugendlichen werden die Eltern sehr viel häufiger und deutlicher als früher als Vertrauenspersonen wahrgenommen. Sie sprechen in der Mehrzahl erheblich weniger von strenger Erziehung durch Vater und Mutter und wollen sehr viel öfter den selbst erfahrenen Erziehungsstil auch bei den eigenen Kindern fortsetzen. Sie erleben mehrheitlich ihre Eltern als Partner, die sich viel Mühe geben, sie zu unterstützen und zu beraten – und dies auf längere Zeit als früher. Ihre Verselbständigung geschieht nicht im Konflikt, sondern geradezu in Absprache mit den Eltern; bei ihren Ablösungsversuchen fühlen sie sich von ihnen unterstützt. Trotzdem haben wir hiervon abweichende, in manchen Aspekten auch problematische Verhältnisse gefunden bei der Unterschicht und bei manchen Gruppen unter den Ausländern.

Elterliches „Zutrauen in das Kind“ (als Gegenteil von „ängstliche Besorgtheit“) ist offenbar die wichtigste Dimension und Bedingung für eine gute Ausrüstung und Motivation, das Leben in die Hand zu nehmen und sich zuzutrauen, die Schwierigkeiten zu meistern. Viele Skalen und Variablen im Bereich Zukunftssicht, Klare Lebensplanung, Autonomie/Kreativität/Konfliktfähigkeit, Menschlichkeit/Toleranz, Selbstmanagement hängen positiv mit dieser Dimension zusammen. Elterliches Zutrauen begünstigt jene Persönlichkeitsressourcen, die gute Voraussetzungen für eine gelingende Lebensbewältigung bieten. Die materielle Ausstattung (der „Lebensstandard“) der Familie scheint dagegen ziemlich nachrangig zu sein – zumindest in der Wahrnehmung der Jugendlichen.

Werte

Bei der Untersuchung der Werthaltungen der Jugendlichen sind wir diesmal neue Wege gegangen. Wir haben keine vorgegebenen Wertskalen mit ihren theoretisch hergeleiteten Wertedimensionen und –dichotomien adaptiert. Vielmehr haben wir aus der qualitativen Vorstufe und mithilfe einschlägiger Beratung bzw. Literatur versucht, Wertedimensionen im Zusammenhang mit Lebenskonzepten und biografischen Zielen zu entwickeln. Faktorenanalytisch gelangten wir in der quantitativen Vorstudie zu acht völlig neuen „Wertedimensionen“.

Verbindend ist für alle Dimensionen, dass sie in hohem Maß nach der Bildung der Jugendlichen differenzieren. Diejenigen mit hohem formalen Bildungsniveau stimmen in der Regel stärker mit den jeweiligen Werten überein. Ein weiterer Hinweis auf den Prozess der Subjektivierung: Wertorientierungen sind nicht einfach „vorgegeben“, sondern mit Bewusstsein „gewählt“. Ihnen ist eine gewisse Reflexivität eigen, d.h. man folgt ihnen nicht bloß konventionell, sondern durchaus nachdenklich.

Menschlichkeit und Modernität sind Dimensionen, die in den alten Bundesländern eine größere Zustimmung erfahren. Attraktivität (und dabei insbesondere: materieller Erfolg) sowie Authentizität und Autonomie stellen sich eher als ostdeutsche Orientierungen dar. Modernität (Teilhabe an Politik und technischem Fortschritt) ist innerhalb der Wertorientierungen als eine zentrale Dimension zu nennen. An ihr entscheidet sich vieles in Bezug auf die eigene Zukunftsfähigkeit. Aber, ein hohes Interesse für Technik bedeutet keineswegs zugleich eine „soziale Verarmung“. Im Gegenteil: gerade Technik, neue Medien, Internet können Bestandteil eines besonders aktiven, reichhaltigen und engagierten Soziallebens und Grundlage für aktive Freizeitgestaltung sein. Diejenigen, die viel und ausgiebig vor dem Fernseher sitzen sind eben nicht identisch mit den Technikbegeisterten im genannten Sinn, sondern eher rückwärtsgewandt und geringeren Fähigkeiten zum Selbstmanagement.

Gelebt wird mehr denn je ein „Sowohl-als-auch“ und nicht – wie die alten Werterziehungskonzepte intendierten – ein „Entweder-oder“. Dieser schon in der 12. Shell Jugendstudie anhand der konventionellen Werteskalen demonstrierte Befund erhärtete sich auch für unsere neuentwickelten Dimensionen. Als Beispiel sei erwähnt, dass Autonomie und Menschlichkeit hoch miteinander korrelieren, also sich nicht ausschließen.

Die Abweichungen, die bei ausländischen Jugendlichen zu finden sind (insbesondere in den Dimensionen Autonomie und Authentizität sowie Selbstmanagement), sind sicherlich auf ihre unterschiedliche Einbindung in kulturell andere Lebensformen, stärkere traditionelle Verhaltenserwartungen und eine gewisse Distanz zu den „modernen“ Subjektivierungen (die sich auch in der Formulierung der Skalenitems widerspiegeln) zurückzuführen.

Politik

Diesmal war der Bereich Politik kein Schwerpunkt. Dennoch haben wir einige Fragen zum politischen Verhalten und zu politischen Einstellungen wiederholt und können nun vergleichen. Es ist durchaus überraschend zu sehen, dass sich in relativ kurzer Zeit viele Veränderungen ergeben haben. Die wichtigsten sind:

Das politische Interesse aufseiten der Jugendlichen sinkt weiter. Das gilt für alle verschiedenen Untergruppen. Das hat zum einen damit zu tun, dass Jugendliche mit dem Begriff Politik die Institutionenlandschaft von Parteien, Gremien, parlamentarischen Ritualen, politisch-administrativen Apparaten verbinden, der sie wenig Vertrauen entgegenbringen. Zum anderen empfinden Jugendliche die ritualisierte Betriebsamkeit der Politiker als wenig relevant und ohne Bezug zum wirklichen Leben. Zu erinnern ist: Unsere Daten wurden vor jener Kette von Ereignissen erhoben, die inzwischen „Parteispendenskandal“ genannt wird.

Im Vergleich zur vorhergehenden Studie ist das Vertrauen zu den Institutionen im staatlich-öffentlichen Bereich leicht angestiegen, zu jenen im Bereich der nichtstaatlichen Organisationen leicht gesunken. Schlusslicht sind aber nach wie vor die politischen Parteien. Gerade bei den nichtstaatlichen Organisationen reißen große Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland auf; in den neuen Bundesländern haben sie erdrutschartig an Vertrauen verloren. Die Jugendlichen lassen sie links liegen, weil sie meinen, sie hätten nichts mit ihrem gegenwärtigen und zukünftigen Leben zu tun.

Das Ausmaß der erlebten Distanz zur Politik hängt davon ab, inwieweit die Jugendlichen glauben, mit ihrer Zukunft zurechtzukommen (und kaum mit Sozialisationseinflüssen). Je belasteter ihnen ihre Zukunft erscheint, desto mehr lehnen sie den Politikbetrieb ab. Konzepte der politischen Bildung, die auf das „Einüben“ von Demokratie abstellen, müssen deshalb eher wirkungslos bleiben. Entscheidend ist vielmehr, den Jugendlichen Ressourcen und Unterstützung zu bieten, ihre Zukunft zu meistern.

Zum Zeitpunkt unserer Erhebung (vor der Skandalserie) war die Zahl der Sympathisanten für die CDU/CSU angestiegen. Ihr war es gelungen, junge Menschen, die an Modernität, Technik und klarer Lebensplanung orientiert sind, um sich zu versammeln. Die Grünen dagegen haben in dramatischem Umfang Anhänger in der jungen Generation verloren. Für einen anwachsenden organisierten Rechtsradikalismus gibt es in unserer Studie keine Anhaltspunkte (was nicht als Beruhigung missverstanden werden sollte).

Die Skala „Erlebter Gegensatz der Generationen“ differenziert nur bei den Interessierten und Gebildeten. Er setzt offenbar Information, Verständnis für Zusammenhänge und Weitblick in die Zukunft voraus. Deutlich aber baut sich hier ein Kontrast zu den partnerschaftlich-unterstützenden Generationenerfahrungen im Kreis der Familie auf.

Deutsche und ausländische Jugendliche

Da sich die 13. Shell Jugendstudie nicht als Ausländer-, sondern als Jugendstudie versteht, liegt der Schwerpunkt unseres Interesses auf den Fragen nach den Begegnungen, Gemeinsamkeiten und Unterschieden, nach der Nähe und Fremdheit zwischen Deutschen und Nichtdeutschen. Wir wollten wissen, wie häufig (oder selten) sie miteinander zu tun haben, welche Aktivitäten sie gemeinsam teilen, wie sie sich wechselseitig in ihren Gewohnheiten wahrnehmen, worin sie sich einander ähnlich oder fremd empfinden.

Generell lässt sich sagen, dass schon alleine von den Zahlenverhältnissen her gesehen auf Deutschland die Bezeichnung „multikulturelle Gesellschaft“ nur sehr eingeschränkt zutrifft. In Ostdeutschland gibt es kaum Ausländer, weshalb Begegnungen zwischen verschiedenen Nationalitätengruppen dort eher Seltenheitswert haben. Und in Westdeutschland konzentriert sich die ausländische Bevölkerung auf die Städte, besonders die Großstädte. Es wundert deshalb nicht, wenn die Begegnungen, vor allem die zwanglosen außerhalb der Schule in der Freizeit, eher geringen Umfang haben. Nationalitätengemischte Freizeitaktivitäten wie es sich gerade ergibt sind für türkische und italienische Jugendliche viel wichtiger als für deutsche, da sie ja in der Minderheitenposition sind. Trotzdem gilt in vieler Hinsicht: der Jugendstatus, das gemeinsam geteilte Jugendleben mit seinen Freizeitaktivitäten, überformt den ethnischen und kulturellen Status der Ausländer. Nur bei den jungen Türkinnen finden wir in Bezug auf Zugang zu öffentlichen Räumen, Verselbständigung (Sexualität) und ungezwungenem Zusammensein mit Gleichaltrigen eine deutlichere Zurückhaltung. Gravierende Integrationsunwilligkeiten jedenfalls haben wir auf beiden Seiten nicht gefunden. Wenn die Liebe groß genug ist, können sich die meisten auch (jedenfalls im hypothetischen Fall unserer Frage) mit einer gemischten Ehe über die Nationalitätengrenzen hinweg anfreunden.

Die große Mehrheit der deutschen Jugend (ganz besonders in Ostdeutschland) teilt die Ansicht, dass zu viele Ausländer bei uns leben. Diese Einschätzung hat nicht von vorneherein etwas mit Ausländerfeindlichkeit zu tun (bei ausländerfeindlichen Jugendlichen erreicht aber dieses Urteil eine ganz besonders hohe Zustimmung). Sie erwächst insbesondere bei denen, die sich schlechtere Chancen ausrechnen und sich eher benachteiligt fühlen, aus der Wahrnehmung einer Konkurrenzsituation zwischen Deutschen und Ausländern.

Dies zeigt sich auch daran, dass die wechselseitigen Urteile übereinander relativ „normal“ ausfallen. Deutsche und Ausländer bekunden mehrheitlich, sie könnten beide voneinander lernen. Nur eine Minderheit sieht einseitige Lernmöglichkeiten (eher die deutschen von den ausländischen Jugendlichen und umgekehrt) gegeben.

Jedoch betonen türkische und noch stärker italienische Jugendliche, sie würden sich eher ähnlich wie die deutschen verhalten, wohingegen deutsche energischer auf Unterscheidung bedacht sind und stärker ihr Anderssein herausstellen.

Das bedeutet: das Zusammenleben der deutschen und ausländischen Jugendlichen ist nicht ohne Probleme. Diese ergeben sich aber kaum aus Fremdenraß oder wechselseitiger Feindseligkeit. Sie ergeben sich dann, wenn man Konkurrenzen und Rivalitäten fürchtet, insbesondere um Arbeitsplätze und Zukunftschancen.

Ausländerfeindlichkeit

Ausländerfeindlichkeit gibt es, auch unter der Jugend. Sie ist aber weniger verbreitet als oft behauptet wird. Besonders in Ostdeutschland ist sie festzustellen. Auf's Ganze gesehen aber ist nur eine Minderheit stark ausländerfeindlich eingestellt. Jedoch hat uns die Entschiedenheit und Ausprägung dieser Einstellung überrascht.

Ausländerfeindlichkeit resultiert offenbar nicht aus persönlichen Erfahrungen mit Ausländern; im Gegenteil. Gerade hoch-ausländerfeindliche Jugendliche haben erheblich weniger Kontakte zu Nichtdeutschen. Im Kern der Ausländerfeindlichkeit scheinen sich Konkurrenzgefühle zu verstecken, bzw. die Furcht in der wachsenden Konkurrenz um Arbeitsplätze und Zukunftschancen (projektiv verlängert: um Anerkennung, Mädchen und öffentliche Aufmerksamkeit) zu unterliegen. Bei allen Aussagen, die die Konkurrenz zwischen Deutschen und Ausländern ansprechen, sind die Differenzen zwischen hoch und niedrig Ausländerfeindlichen sehr groß. Die Items, die Kultur- und Verhaltensunterschiede problematisieren (mangelnde Anpassung, heiraten, sich herausfordernd benehmen) zeigen dagegen kleinere Abstände.

Nicht die Attraktivität rechtsextremer Milieus oder autoritäre Verhaltensmuster begünstigen die Adaption xenophobischer Motive, sondern die Angst vor eigener Arbeits- und Chancenlosigkeit, die sich in der These von der Konkurrenz zu Asylanten und Ausländern, die zu zahlreich seien und einem deshalb die Stellen wegnähmen, niederschlägt und ihr "Objekt" findet. Eine geeignete politische Gegenstrategie ergibt sich deshalb nicht aus dem Ansatz an der Widerlegung und argumentativen Auseinandersetzung mit "rechten" Thesen oder Gruppierungen, sondern aus einem arbeits- und ausbildungsplatzbezogenen Programm.

Religion

Im Bereich religiöser Vorstellungen und Praxen gibt es drei auffallende Entwicklungen: Zum einen ist ein Rückgang bei der Akzeptanz von Glaubensvorstellungen ebenso festzustellen wie eine abnehmende praktische Ausübung bestimmter religiöser oder kirchlicher Rituale und Praktiken. Zum anderen hat sich eine neue Differenz in Bezug auf Religiosität zwischen ausländischen und deutschen Jugendlichen hergestellt; während sich die alten Konfessionsgrenzen abgeschliffen haben und die Unterschiede zwischen getauften und konfessionslosen Deutschen durch die „Entkirchlichung“ immer kleiner werden, gibt es umso größere Verschiedenheiten zu den ausländischen, besonders zu den türkischen Jugendlichen; dass im letzten Fall noch eine nichtchristliche Religion ins Spiel kommt, begründet diese Unterschiede nicht, differenziert sie nur weiter aus.

So kann man drittens festhalten: im Falle von evangelischer und katholischer Konfession sind bei den Jugendlichen keine Merkmalsunterschiede oder spezifische Profile mehr spürbar. Ein religiöses Milieu, das bestimmte Unterschiede konstituiert, ist hier nicht mehr feststellbar. Wohl aber gibt es unter den Türken eine (nicht kleine) Gruppe, bei der man von einem religiösen Milieu sprechen kann.

Okkulte und spirituelle Praxen unter den Jugendlichen konnten wir nur in minimalem Ausmaß registrieren. Die privaten Glaubensüberzeugungen (von einem waltenden Schicksal oder einer höheren Macht) spielen eine weitaus größere Rolle als dogmatische Glaubenssätze und kirchliche Lehren.

Durch den Prozess der deutschen Einigung hat sich die soziale Zusammensetzung derjenigen geändert, die keiner Konfession oder Religion angehören. Es sind nicht mehr nur die Intellektuellen und Gebildeten (wie in der westdeutschen Tradition), sondern diejenigen mit geringeren Schulabschlüssen und schlechteren Positionen (in Ostdeutschland).

Insgesamt haben wir eine Entwicklung hinter uns, die den (christlichen) Kirchen wenig Chancen belässt, unter den derzeitigen Bedingungen und in den bisherigen Formen Einfluss auf die junge Generation zu gewinnen.

Mädchen

Typisch „weibliche Lebensmuster“ im Unterschied zu typisch männlichen scheint es so nicht zu geben, zumindest nicht bei den deutschen Jugendlichen. In Bezug auf Werte, Zukunftsvorstellungen, Lebenskonzepte und biografische Planungen können wir vielmehr einen Angleichungsprozess zwischen Mädchen und Jungen feststellen. Die Verbindung von Familien- und Berufsorientierung ist die gemeinsam geteilte, unumstrittene Wertorientierung. Dies aber gilt bei Jungen und Mädchen nur bis zu dem Alter, in dem sich die Frage nach Kindern konkret stellt. Dann sind Mädchen (nach wie vor) bereiter, ihre Orientierungen zugunsten von Familie zu ändern.

Auch die ehemals geschlechtsspezifisch getrennten Verhaltensbereiche haben sich (bei Deutschen) zueinander geöffnet. Dennoch sind die klassischen männerdominierten Bereiche auch weiterhin eine Männerdomäne geblieben wie auch umgekehrt. Technik, Politik, Computerspiele, Internet, Sport und Vereinsleben sind zwar nicht mehr exklusive aber deutlich jungenspezifische Bereiche. Einkaufsbummel, Spazieren gehen, Umweltschutz, für andere sorgen, Plaudern sind Domänen der Mädchen.

Auch in diesem Bereich ist die Welt also komplizierter geworden. Sowohl das Insistieren auf kategorialen Unterschieden (Mädchenleben sei „fundamental“ verschieden von Jungenleben) wie auch das voreilige Ausrufen eines Zustands von Gleichheit haben keinen Anhalt an der empirischen Realität und müssen deshalb als ideologische Vereinfachungen gelten.